

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 6 (1953-1954)
Heft: 11

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haben Sie das gehört?

Diskussion um Frankreich

ZS. Presse und Rundspruch der Welt haben sich in zunehmendem Maße seit Weihnachten mit Frankreich beschäftigt. Hört man sich die vielen Äußerungen an, so könnte man glauben, Frankreich sei der «kranke Mann Europas». Mit einer Mischung von Bedauern und Entrüstung blickt man von Amerika nach Paris. «Frankreich ist ein unglückliches Land. Streiks und politische Krisen von ungewöhnlicher Länge und Heftigkeit, die Mühlsal des endlosen Kriegs in Indochina, die Spannung in Nordafrika, die Tatsache eines neuen Deutschland mit einem sich ständig verstärkenden Einfluß geben ihm viel zu schaffen. Sogar in den Filmwochenschauen drückt sich dies aus; kaum eine, wo man nicht einen zornigen marokkanischen Würdenträger, einen gekenterten französischen Dampfer oder ein Pariser Mannequin in einem unmöglichen Kleid erblickt.» In England tönt es ähnlich, wenn auch etwas ernster: «Den Franzosen wird das traurige Schauspiel einer durch ihre eigenen Führer wahnsinnig gewordenen Demokratie gezeigt. Irgend etwas im französischen System ist grundfalsch. Werden diese demokratischen Politiker niemals von der Geschichte lehren und immer auf ihren eigenen Untergang hinarbeiten? Will keiner von ihnen seine Kollegen vor dem Schicksal warnen, das der gutgemeinten Weimarer Republik beschieden war?»

Die Franzosen selbst sind sehr geschäftig, Gründe für ihre Situation zu finden. Während Maurois eine Verfassungsreform, besonders mit Bezug auf das Parlament und die Wählerschaft verlangt, wünscht Jules Romains teilweise Übernahme der amerikanischen Verfassung. Robert Schumann sieht den Grund in einer moralischen Krise und Mauriac beklagt das Fehlen wirklicher Staatsmänner. Unter den heutigen Verhältnissen, besonders der argen Beamtenbürokratie, kämen sie gar nicht mehr auf. In der Regierung säßen brave, aber schwache Männer. Alle litten sie an einer Krankheit, die sich, teilweise durch amerikanische Schuld, tief eingefressen habe. Alle Ämter und die gesamte Regierung hätten sich immer darauf verlassen, von den Amerikanern beschützt, gehätschelt und subventioniert zu werden. Man habe sich darauf verlassen, alle Schwierigkeiten und Probleme mit amerikanischem Geld zu lösen. Es war doch so bequem! Auch die Bürger selbst hätten sich angewöhnt, sich nicht mehr nach der Decke zu strecken und tapfer ihre Betriebe aus eigener Kraft durchzuhalten, sondern stets auf Subventionen und Hilfe von oben gewartet. Nichts aber sei auf die Dauer gefährlicher und wirke degenerierender. Oben und unten sei in Frankreich eine geistige Verfassung entstanden, die derjenigen eines Mannes gleiche, der während vieler Jahre auf Grund einer Unterstützung seiner Verwandten und Freunde gelebt habe.

Im britischen Rundspruch hat darauf ein französischer Parlamentarier zu all dem Stellung genommen. Für richtig hält er besonders die Auffassung Mauriacs von der auf die Dauer verderblichen Wirkung des Subventionitischschwurs. Trotzdem sieht er für Frankreich ein hoffnungsvolles Jahr voraus, weil erstmals infolge der großen Ernte die Gefahr der Inflation gebannt sei und die Preise endlich fielen. Ferner habe sich erwiesen, daß zwar die Franzosen die Viet-Minh nicht endgültig schlagen könnten, aber daß auch das Umgekehrte unmöglich sei, so daß ein Waffenstillstand als wahrscheinlichste Lösung folgen müsse. Und die neue Politik des Kremles erlaube die Hoffnung, daß der Kalte Krieg langsam abgebaut werde und eine allgemeine Entspannung erfolge.

Mit Bezug auf die russische Haltung dürfte dieser Optimismus kaum zutreffen. Sie beruht auf einer Art religiöser Gewalt-Doktrin, die nicht ruhen kann, bis sie sich durchgesetzt hat, und höchstens momentane taktische Rückzüge, aber niemals die Aufgabe des grundsätzlichen Zieles der Weltrevolution, des mörderischen Klassenkampfes und der gewalttätigen Beseitigung des freiheitlichen Wirtschaftssystems im günstigen Augenblick gestattet. Ein gefährliches Wunschenken scheint bei unsern westlichen Nachbarn weitherum Platz gegriffen zu haben.

Ich spielte unter Toscanini

MK. Diesen Herbst hat sich Arturo Toscanini zum letztenmal nach Amerika eingeschifft, nachdem er den ganzen Sommer sein Haus auf der geliebten, kleinen Insel San Giovanni bei Pallanza bewohnt hatte. Sieben Monate will er nochmals in Amerika dirigieren. Aber es ist der endgültige Abschluß seiner beruflichen Tätigkeit. «Wenn ich im April zurückkommen werde, werde ich mich nicht mehr von der Stelle bewegen» erklärte er. Zum erstenmal ist es ihm schwer gefallen, die geliebte Arbeit wieder aufzunehmen, für die er sich vertraglich verpflichtet hatte. Der Gedanke lag den ganzen Sommer über wie ein Schatten auf dem nun 87jährigen.

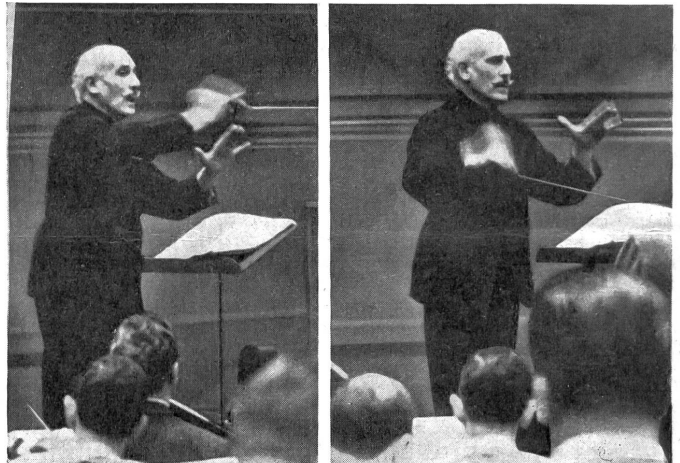
Doch bereits sind im Radio seine ersten Konzerte wieder zu hören gewesen. Unter atemloser Stille einer riesigen Zuhörergemeinde hat er wieder große Musik erklingen lassen, wie nur er es versteht. Acht Jahre lang habe ich unter ihm erste Violine gespielt, und ich kann mich nur als ein besonders vom Glück begünstigter Musiker bezeichnen, daß ich in seiner Epoche leben durfte. Er ist zeitlos, ein Wunder, ein ewiges Sinnbild ewiger Musik.

Zahllose Anekdoten und Gerüchte zirkulieren über die Ansprüche, welche er an Musiker, Konzertveranstalter und Bedienstete stellt. Bekannt ist, daß er in Luzern eine Straßensperre und Verkehrsleitung verlangte,

damit das Wagner-Konzert auf Tribtschen nicht gestört würde. In Amerika mußten die Programme auf besonderes Papier gedruckt werden, damit sie nicht raschelten. Mit uns Musikern wiederholte er ein Werk, bis es jene ihm eigene Klarheit erhielt, die verbunden mit seiner Größe des Fühlens als seine musikalische Leistung gilt.

Wie hat er das jeweils erreicht? Da er selbst alles von sich verlangt, ließ er auch uns nichts durch. Von jedem Werk besitzt er eine große Vorstellung und unternimmt alles, um sie mit dem Orchester zu verwirklichen, spart nicht mit schärfstem Tadel, heftigen Zornausbrüchen, Schmeicheleien, eingehenden Erklärungen. Nicht selten fehlten ihm die Worte, worauf er zu Demonstrationen griff. Einst zog er z. B. bei Debussys «La mer» ein kleines, seidenes Taschentuch aus der Brusttasche und warf es in die Luft, während wir fasziniert zusahen, wie es duftig und schwebend zu Boden sank. «So», lächelte er, «so muß die Stelle gespielt werden». Wirklich in Zorn ist er nur geraten, wenn er es mit einem unbegabten Musiker zu tun hatte, der ihn nicht schnell genug verstand. Aber gegen Spieler, die sich ihrer Fehler bewußt waren, zeigte er große Nachsicht. Ich habe auf den Proben verschiedentlich Dummheiten gemacht, aber ich merkte es sofort und tadelte mich selbst, worauf er kein Wort äußerte. Was ihn oft aufregte, war seine große Ungeduld, etwas mit Worten erklären zu müssen, was wir aus einer Bewegung seiner linken Hand hätten ersehen müssen. Hatte man lange mit ihm zusammengearbeitet, so genügte tatsächlich schon ein Blick seiner ausdrucksvollen Augen, um seine Absichten zu erraten.

Aber auch dem Orchester gegenüber war seine Taktik sehr wirksam. Durch seine immerhin seltenen Zornausbrüche gegen einen Fehlbaren erreichte er allein schon, daß das ganze Orchester sich in Zucht nahm und



Toscanini dirigiert.

das Äußerste hergab. Genügte ihm dies nicht, konnte er andere Mittel anwenden. Eines der raffiniertesten war, eine bestimmte kleine Stelle eines Werkes in Ewigkeit zu proben, bis die Nerven der Musiker auf das äußerste gereizt waren. Wenn dann die Erregung allmählich in das letzte Stadium getreten war, spielte er das ganze übrige Werk ohne eine einzige Pause durch und bekam aus der Wut heraus eine Leistung, die an großartiger Lebendigkeit alles hinter sich ließ. Nachher löste sich unsere Nervenüberreizung in Stolz über unsere Arbeit und Heiterkeit über seine Abgefemtheit, uns zu einer unerhörten Spitzenleistung zu bringen.

Aber das alles vermag das Geheimnis dieses Mannes nicht ganz zu erklären. Nur wer mit ihm verkehrte, merkte wie jung er geblieben ist. Über jedes Musikwerk, das er doch seit Jahrzehnten kennt und vielleicht schon fünfzigmal aufgeführt hat, ist er immer wieder neu erstaunt und versenkt sich wieder neu darin. Nichts überläßt er der Gewohnheit, nichts steht für ihn fest, immer ist er wieder bereit, neue Schönheiten zu finden. Als man ihm einst eine frühere Plattenaufnahme von einem seiner Werke vorspielte, war er entsetzt. «Das habe ich dirigiert? Was war ich doch für ein gräßlicher Dummkopf!» Dazu kommt aber etwas, das mit dem Ausdruck «Bescheidenheit» nur unvollkommen wiedergegeben werden kann. Vor dem Orchester hat er immer wieder erklärt: «Meint Ihr, daß das Dirigieren mir Freude macht? Ganz und gar nicht. Ich leide im Gegenteil, ich leide!» Und das trifft zu. Er ist so vollständig an das Werk hingegeben, daß er Qualen leidet, weil ihn die Wiedergabe stets unvollkommen dünkt. Er besitzt die Fähigkeit, vollständig darin aufzugehen. Das ermöglicht ihm nicht nur, jede Instrumentengruppe in die richtige Perspektive zu stellen, sondern gibt ihm die Möglichkeit, die innere Stimme eines Werks wie kein Zweiter zu vernehmen. Während des Konzerts, in der Gewißheit, daß das Orchester nach vielen Proben seine Aufgabe genau kennt, verliert er sich vollständig an die Musik, wird selber bloß noch zum Instrument, durch welches der Komponist zu uns spricht. Er existiert nicht mehr, hat sich selbst ausgelöscht für etwas Größeres, aber gerade dadurch eigene Größe gewonnen.